

# GRUSEL IM BERNER OBERLAND

HORNISSE. KÄLTE.  
SCHMETTERLING.

TÖDLICHE HALLUZINATION

DIE LEGENDE DER WEISSEN  
FRAU VON AMSOLDINGEN

(N)OXYGEN

SÜSSE SÜNDEN

KAPELLE DER  
VERLORENEN SEELEN

DAS ROTE BAND

# SCRIPTURAE HORRORIS



# INHALTSVERZEICHNIS

02

HORNISSE. KÄLTE.  
SCHMETTERLING.

---

Rahel Tresch

09

(N) OXYGEN

---

Yasmin Fröhlicher

04

TÖDLICHE  
HALLUZINATION

---

Raphael Steiner

11

SÜSSE SÜNDEN

---

Miriam Hofer

07

DIE LEGENDE DER  
WEISSEN FRAU VON  
AMSOLDINGEN

---

Daniel Hofer

15

KAPELLE DER  
VERLORENEN SEELEN

---

Louise Chavanne

18

DAS ROTE BAND

---

Viviane Becker



## Hornisse. Kälte. Schmetterling.

Ich sitze auf diesem Stuhl, diesem kalten und harten Stuhl. Vor mir steht, mit erhobenem Haupt, ein Mann. Kahlköpfig und mit grimmiger Miene blickt er mich an. Vor wenigen Sekunden meinte er zu mir, dass wir einen kleinen Eingriff gegen mein Konfliktpotential durchführen müssen. Es sei nur eine kleine, unkomplizierte Veränderung in meiner neuronalen Vernetzung. Wer's glaubt, denke ich mir. Jedes Mal, nach einem dieser sogenannten kleinen Eingriffe wummert mein Kopf stundenlang heftig und jedes Mal fühle ich mich mir selbst fremder. 2153 ermöglichen unsere modernen Technologien es, solche Eingriffe ohne Öffnen der Schädeldecke durchzuführen. Und somit beginnt der Kahlkopf mit langen, elektromagnetischen Stäben um meinen Kopf zu wedeln. So werden neue, abgeänderte Vernetzungen meiner Neuronen geschaffen und mein Risiko für die Thuner Gesellschaft minimiert. Nach dem Dritten Weltkrieg hatte man sich im neu entstandenen Staat Thun, entschlossen, eine konfliktfreie Gesellschaft zu werden. Kein Streit in Partnerschaften und Freundschaften, keine inneren Konflikte, keine sozialen Ungleichheiten. Der wichtigste Beruf in unserem neuen Gesellschaftssystem sind die Konfliktlöser. Dieser Konfliktlöser? Er schwingt weiterhin seine Zauberstäbe um meinen Kopf herum. Zuvor hatten wir ein ausführliches Gespräch geführt und er mir Blut-, Urin- und Stuhlproben entnommen. Ausserdem liess er ein Hirnscanning durchführen. Und das jeden Tag. Jeden Tag Gespräch, Proben, Scanning und bei Auffälligkeiten Therapie. Therapie in Form von bewusstem Herbeiführen anderer Denkweisen. Woche um Woche. Aufsummiert Jahre von Lebenszeit. Der Konfliktlöser nickt mir kurz zu, ich verstehe, stehe vom nun warmen Stuhl auf und muss mich kurz an der Lehne des Stuhles festhalten. Mein Kopf ist ein Bienenstock. Ich löse meine Hand vorsichtig von der Stuhllehne, sehe den hinterlassenen Schweissabdruck und ziehe mein leicht verrutschtes Korsett zurecht. Ich verlasse den abgedunkelten Raum und spüre den lüsternen Blick des Konfliktlösers auf mir. Ich beschleunige meine Schritte und richte meinen Rücken auf. In mir bewegt sich etwas.

Ich trete ins Freie und ziehe die frische, kalte Luft durch meine Nase bis tief in meine Lungen. Es brennt leicht, als die Atemluft in meinen Lungen ankommt und ich stosse sie ruckartig wieder aus. Mein Blick wandert nach links, zwei junge Männer stehen vertraut, leicht verdeckt, in einem Hauseingang der Gasse. Darüber ein Schild. Konfliktlöser 10 Meter. Einer der Männer drängt den anderen etwas weiter in den Hauseingang. Der Bedrängte hebt die Hände an die Brust des Drängenden und scheint ihn sanft, aber bestimmt wegdrücken zu wollen. Die Lippen des Dränglings kräuseln sich zu einem belustigten Lächeln. Die Augenbrauen des anderen ziehen sich leicht zusammen und der Mund verengt sich leicht. Sehe ich hier einen Konflikt oder nehme ich die Situation falsch wahr? Eine Fehlinterpretation meinerseits, oder? Ich wende mich nach rechts ab, setze mich in Bewegung und verspüre den Drang, mein Korsett etwas zu lockern.

Während ich die Gasse entlang gehe, hinterlässt mein zügiger, stechenden Gang ein leises Echo in der offenen Passage. Der Rhythmus meiner Schritte lässt die Bienen in meinem Kopf im Sekundentakt aufschwirren. Ich biege nach links ab, nehme den verschnörkelten Handläufer der steilen Treppe wahr, während ich diese mit ebenso raschen Schritten emporsteige. Ich gelange auf einen Kiesweg, links und rechts Büsche mit schwarzen Blüten. Ich hebe meine Hand leicht von meiner Körperseite ab und streiche beim Vorbeigehen über die blühenden Pflanzen. Es sticht und kratzt, ja, es schmerzt, doch ich ziehe meine Hand nicht zurück. Zu meiner Rechten sehe ich zwei

Schatten. Katzen. Fauchen. Buckel. Krallen raus. Konfliktfrei gilt wohl nicht für Tiere. Ich will ein Tier sein. Krallen rein. Rücken strecken. Gegenseitiges Fell lecken. Nicht jeder Konflikt scheint zu eskalieren. Das Korsett ist unangenehm eng.

Der Weg teilt sich. Ich nehme den Vertrauten. Folge dem Pfad und dem plätschernden Bächlein. Bevor ich vor einem von Moos bewachsenen Haus stehen bleibe. Jedes Haus ausserhalb der Gassen ist mit Moos bewachsen. Gut fürs Ökosystem. Ich scanne meinen Finger und die schwere Metalltür öffnet sich mit Schwung. Ich betrete das kühle Gebäude, laufe den schwach beleuchteten Gang entlang, scanne meinen Finger erneut und schreite in das, was man als mein Reich bezeichnen könnte. Mein Kopf ist zu einem Hornissennest mutiert. Ich halte inne, merke, dass sich das Nest in meinen Körper ausbreitet. Es vibriert. Mein Leib befindet sich in der Küche, greift nach dem mit Wasser gefüllten Glas, führt es zum Mund und schüttet es in einem Zug hinunter. Der Geist ist nicht in der Küche. Das Klirren des Glases holt ihn zurück. Es ist den nassen Händen entglitten. In mir bewegt sich etwas.

Mit der Schaufel in meiner rechten und dem Bürstchen in meiner linken beginne ich damit die Scherben aufzuwischen. Konfliktlöser. Jahre von Lebenszeit. Ich will ein Tier sein. Manipulation meines Geistes. Scheisse. Die grossen Stücke pflücke ich von blossen Händen raus. Warmes Rot. Brennen. Schnitte. Holen meinen Geist kurz zurück.

Monotonie. Wischen, wischen, wischen. Meine Gedanken entfernen sich. Was soll das? Was soll das? Nicht das erste Mal.

Die Hornissen, aufgescheucht. Vermehren sich im Sekundentakt.

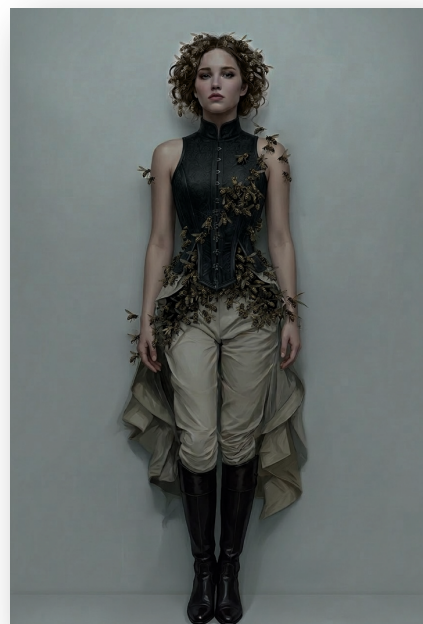
Keine Scherbe übrig und doch so viele da. Ich kippe sie in den Müll. Verschwunden sind sie nicht.

Ich setze mich auf meinen Sessel. Stehe auf. Setze mich. Mein Blick wandert umher. Mein Rücken berührt die Lehne des Sessels nicht. Meine Gedanken kaum zu fassen. Die Hornissen stechen von innen zu. Das Korsett auf meiner Haut beginnt zu schmerzen. Ich reisse es mir vom Leibe und mein Blick bleibt hängen. Aufstehen. Greifen. In mir bewegt sich etwas. Etwas. Etwas anderes.

Schwach beleuchteter Gang. Plätscherndes Bächlein. Schwarze Blüten. Kies. Treppe. Handläufer. Gasse. Meine Hand formt sich lückenlos um das Griffstück. Mein Zeigfinger wandert zum Abzug.

Knall. Delle im Schild «Konfliktlöser 10 Meter». Knall. Knall. Knall. Rot. Drehung. Die Hornissen prickeln warm unter meiner Haut. Nein, sie fliehen aus meinem Körper. Knall. Knall. Knall. Rot.

Kälte und Metall auf meinem nackten Oberkörper. Die Hornissen werden zu Schmetterlingen. Knall. Schwarz.



*Rahel Tresch*



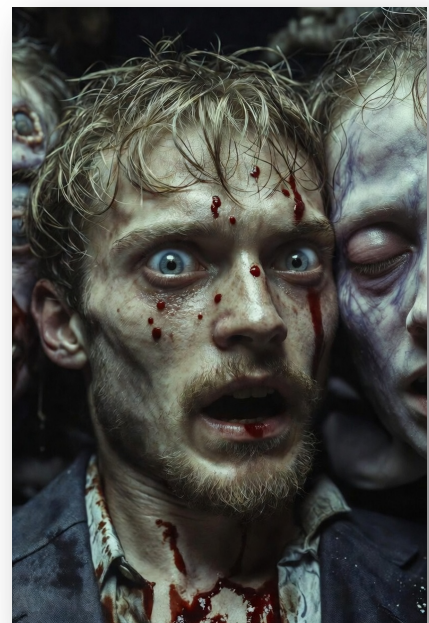
## Tödliche Halluzination

Augenkneifend spüre ich die warmen Sonnenstrahlen durch das Fenster auf mein Gesicht scheinen. Der Hahn kräht, die Vögel zwitschern und eine wunderschöne schwarzhaarige Frau liegt neben mir im Bett. Mit zerzaustem blondem Haar und einem eher ungepflegten Mehrtagebart stelle ich meine eigene Silhouette im verstaubten Spiegel vor meinem Bett fest. Obwohl ich ein athletischer und eher kräftig gebauter Mann war, fühlte ich mich heute wie von einem Pferd überrannt. Hüfte, Schultern, Hand- und Kniegelenke schmerzten, als wäre ich eine Woche auf den Feldern ackern gewesen. Die Frau neben mir dreht sich und öffnet eines ihrer dunkeln, kaffeebraunen Augen. Mit meiner grossen, aber zärtlichen Hand wische ich ihr eine Strähne ihres schwarzen, glatten Haars aus dem Gesicht. Ein verschmitztes Lächeln lässt sich auf ihren Lippen ablesen. «Guten Morgen» quietscht sie mit zuckersüßer Stimme. Wie jeden Tag konnte ich es einmal mehr nicht fassen, dass solch eine Schönheit meine Frau sein konnte. Wir hatten das Glück trotz einer Zwangsheirat einander zu lieben. Schmunzelnd nickte ich in ihre Richtung. Leicht provokativ. «Heute nicht, ich muss Arbeiten gehen» flüstere ich in ihr Ohr und mache mich auf den Weg zur Garderobe. Zwei Kleiderhacken, an denen meine und die Kleider von Fenja, meiner Frau, hingen. Sollte ich mich erst waschen, fragte ich mich still und roch unter meine Achseln. Passt schon. Erst Hosen gefolgt von Socken und einem Hemd, ein paar schwarze Lederschuhe und ein Sacko. Von weitem sah ich aus wie ein Nobelsmann, doch näher betrachtet sah man mir an, dass ich diese Kleidung jeden Tag trug und sie mittlerweile ein bisschen in die Jahre gekommen ist. «Bis später, heute erwarte ich viele Kunden. Ich weiss nicht, wann ich nach Hause komme», rief ich in die Richtung des Schlafzimmers. «Na gut, aber vergiss mich nicht. Ich werde auf dich warten» erhielt ich als Antwort. Gut gelaunt mit einer optimistischen Attitude mache ich mich auf den Weg zu meiner Klinik. Sie ist mein ein und alles. Nach dem Medizinstudium arbeitete ich Tag und Nacht, bis ich endlich über die nötigen finanziellen Mittel verfügte, um meine eigene Arztpraxis zu eröffnen. Mit der Ansammlung von Menschen in Städten nahm auch die Krankheitsrate enorm zu und bis jetzt ist kein Ende in Sicht. Woche für Woche suchen mehr Leidtragende meine Praxis auf und erhoffen sich eine rasche Genesung. In letzter Zeit habe ich vermehrt in Zeitungen gelesen, dass eine ungewöhnliche Grippe in den Nachbarsländern tobt. Viele Infizierte und eine hohe Sterblichkeitsrate sind nur zwei der vielen Eigenschaften dieser merkwürdigen Krankheit. Auch ich habe gerade erst 2 Patientinnen verloren. Obwohl ich nicht mit Sicherheit sagen kann, dass diese namenslose Grippe die Ursache war, bin ich mir ziemlich sicher. Die Merkmale sind unverwechselbar. Fieber, kaltes Schwitzen, leichte Vergesslichkeit, Gelenkschmerzen und Appetitlosigkeit sind die ersten Symptome. Während dem Krankheitsverlauf habe ich beobachtet, dass einzelne Blutgefässe platzen und sich so Blasen unter der Haut bilden. Da momentan noch kein Gegenmittel oder Ähnliches entwickelt wurde, musste ich Augenzeuge werden, wie diese Blasen aufgeplatzt sind und sich die darin befindende Flüssigkeit über meine ganze Ausrüstung verteilt hat. Eitriges Blut in Kombination mit einer leicht orangen bakteriellen Infektion bedeckte meine Sezierungsinstrumente. Die Blase deckte etwa eine Fläche von 10 auf 10 Centimetern ab. Dieses ekelerregende Phänomen fand simultan an 9 Stellen auf dem Körper dieser ahnungslosen Frau statt. Trotz meiner Faszination und der Begeisterung für Medizin, den menschlichen Körper, konnte ich diesen Anblick kaum ertragen. Sich in Ihren eigenen Schmierräften badend, schrie die Frau, als würde sie gerade lebendig verbrannt werden. Wobei, wäre

wahrscheinlich sogar angenehmer gewesen. Sie bettelte nach einem Gnadenstoss, den ich ihr aus rechtlichen Gründen leider nicht einfach so geben konnte. Nach geschätzten 4 Stunden musste sie den Kampf gegen die neuartige Krankheit einsehen und verstarb. In meinen Gedanken versunken öffne ich die hölzerne Tür und setzte mich hinter meinen Schreibtisch. Gleich erwarte ich bereits den ersten Kunden.

Schon kurz darauf höre ich erste Schritte und ein schweres Atmen in meine Richtung kommend. Zur Eingangstür eilend setzte ich mir noch geschwind ein paar sterile Handschuhe auf, da der Unbekannte bereits verdächtige Symptome aufweist. Der Anblick der Person, die ich vor mir sah, lässt meinen Puls steigen. Zum Glück hatte ich heute kein Frühstück, denn spätestens jetzt müsste ich mich übergeben. Schreckhaft weiche ich 2 Schritte zurück. Instinktiv schütze ich meine Organe mit meinen Händen und weiche in eine defensive Stellung. Noch nie habe einen solch verunstalteten Menschen gesehen. Im Wochentakt sezieren ich verschiedenste Opfer von Krankheiten, um detaillierte Berichte zu schreiben und möglich Antidote zu entwickeln. Doch was ich hier vor mir habe, entflieht meiner Vorstellungskraft. Blasse, fast durchsichtige Haut überwuchert mit dunkelblau-violetten Venen, welche darauf hinweisen, dass der Patient seit längerer Zeit nicht genügend Sauerstoff in sich aufnimmt. Seine Augen müde. Müde gegen den Schmerz und das Leiden anzukämpfen. Dabei kann ich nicht unterscheiden zwischen Sklera, dem üblicherweise weissen Teil des Auges, und dem Rest. Alles ist mit einer Blut-Eitermischung verkrustet. Ein Wunder, dass dieser Mann noch bis zu meiner Praxis gefunden hat. Auf seinem Kopf sind nur noch vereinzelte Fetzen von Haaren sichtbar. Sie wurden von identischen blasenartigen Abszessen von der Kopfhaut gelöst. Das Exsudat floss ihm wortwörtlich aus jeder Ritze. Bei seinen Ellenbogen und Schienbeinen musste ich feststellen, dass die weissen, blanken Stellen seine Knochen waren. Ebenfalls überdeckt mit Eiter, Blut und infiziert mit grässlich riechenden bakteriellen Infektionen.

Nein, nein, nein, Ruhig, denke ich mir. Schritt für Schritt. Erstens setzte ich eine Maske auf. Zweitens laufe ich zum Schreibtisch und suche nach einem Opioid, welches ich dem Patienten zur Linderung verabreichen könnte. Drittens muss ich mein Notizbuch finden. Die Erkenntnisse müssen festgehalten werden. Ein kühles Kribbeln steigt meinem Rücken empor. Ich bemerke, wie mir Panik langsam meinen Verstand raubt. Meine Beine laufen von allein zum Schreibtisch. Maske. Vergessen. Nach dem Opioid habe ich gar nicht erst gesucht. Die Pistole! Zitternd nach ihr greifend sah ich zum Eingang, dem zusammengebrochenen Mann. Ein Reizgefühl im Magen. Der Rotkohl in einer Lache der fettigen Suppe mit halbverdauten Speckscheiben von gestern Abend plötzlich vor mir auf dem Tisch. Noch bevor ich meinen Körper wieder einigermaßen unter Kontrolle hatte, drückte ich den Abzug. Mit einem lauten Knall kam ich in die Realität zurück. Das Gesicht des Mannes. Ein Lächeln? Nun, wenn ich genauer darüber nachdenke, ergibt es Sinn. Erstaunlicherweise verspüre ich kein schlechtes Gewissen. Die Spannung löst sich langsam. Mein Puls sinkt und ich realisiere, was genau gerade



geschehen ist. Der Gestank aus einem Mix von Magensäure, Blut, Eiter und Scheisspulver füllt meine Nase. Ich muss mir Mühe geben, nicht direkt noch einmal zu... UGHH. Gerade noch verhindert. «Diese Sauerei putzt sich wohl nicht von allein», knurrte ich und begann mein Büro in den Ursprungszustand zu errichten.

Obwohl ich jedem der folgenden Kunden nach diesem Vorfall absagen musste, zog sich meine Schicht länger als gewünscht. Spät abends finde ich mich in meinem Ledersessel vor meinem frisch gereinigten Arbeitstisch. Zum ersten Mal heute durfte ich selbst über meine Gedanken entscheiden. Im ersten Moment fühlt es sich fantastisch an, bis mir die Bilder von heute Morgen wieder vor Augen erscheinen. Das Opioid, dachte ich mir. In meinem Kräuter- und Heilschrank krame ich nach einer kleinen Schatulle, die etwa 50 Milligramm gemahlenes, pulverartiges Opium enthält. Etwa ein Drittel davon und vielleicht noch ein paar gutriechende Kräuter, psilocybinhaltige Pilze und andere wurzel- und blattartige Pflanzen werfe ich in meine Mörserschale und zermahle alles zu einem gleichmässigen Pulver. Der Geruch, das Gefühl, der Geschmack in der Luft, es lässt mich nicht los. Schleunigst schütte ich das Pulver in meine Pfeife und zünde sie an. Ein tiefer Zug, ein Zweiter, gefolgt von einem Dritten. Meine Pupille weiten sich und ein unbeschreibbares Gefühl überkommt mich. Fast als würde ich mit dem Stuhl nach hinten fallen. Durch eine Tür in eine farbenfrohe, fantasievolle und sich gut anfühlende Welt. Ich ziehe ein viertes Mal. Ich verschmelze mit meiner Umgebung und fühle die Energie der Erde. Sie ist weiss-gelblich. Fast wie die Farbe der Sonne. Ein Strahlen, welches man sonst nicht wahrnehme. Euphorie betritt meine Gefühlspalette. Wird wohl die Wirkung des Koka-Blattes sein. Die Stimulation von Licht, Geräuschen, Düften und verschiedenen Oberflächen überfordern mein Gehirn. Ich schliesse die Augen. Woaaaaaow, was ist das denn, frage ich mich. Wenn meine Augen geschlossen sind, glaube ich in der Zeit zurückreisen zu können. Um mir meiner Theorie sicher zu sein, praktiziere ich die neuerlernte Methodik, um den Leidtragenden von heute Morgen erneut zu behandeln, doch meine Synapsen scheinen mir keine Verbindung vor seinem Tod zu gewähren. Naja immerhin. Ich hole meine Sezierinstrumente und beginne auf meinem Seziertisch den Mann unter die Lupe zu nehmen. Etwas ist komisch, ich hätte keine Gegenreaktion von einer Leiche erwartet. Hände und Füße bewegen sich, fast als ob sich die Leiche aus meinem Griff befreien will. Natürlich, ich Dummkopf habe die Betäubung vergessen. Seinen Mund öffnend liess ich das übrige Opioid, welches ich mit meiner Spucke zu einer Lösung gemischt habe, hineintropfen. Erst den Torso aufschneiden, danach die Rippen zersägen und zum Schluss die Organe freistellen. Die Seziertechnik ist geübt. Alles funktioniert reibungslos. Ich trage meinen Bericht nach, um in später an einer Krisenkonferenz vorzutragen. In meinem Protokoll erwähne ich ein mir unerklärliches Phänomen. Ich schreibe: «Die zuvor komplett vereiterten, verkrusteten Augen wiesen während der Amputation keine Merkmale der Krankheit mehr auf. Es wurden weder Endzündungen noch bakterielle Infektionen festgestellt. Das Subjekt besass warme, kaffeebraune Augen? Während dem Schreiben des Berichts bemerke ich, wie der Drogencocktail langsam an Überhand gewinnt. Die Augen, welche zu sein sollten, fallen zu? Mir fehlt die geistliche Kapazität, um genauer darüber nachzudenken. Schwarzes flimmern. Ein stechender Schmerz im Kopf. Eine kalte, Hölzerne Bank? Eiche wahrscheinlich. Was mache ich eigentlich und wo bin ich? Mein Denkapparat schaltet sich langsam nach dem gestrigen Neustart wieder ein. Vor mir das Thuner Tag Blatt. Auf der Titelseite ein zensiertes Bild mit der Überschrift: Lustmord, Fenja Olivière ermordet von Ihrem Ehemann.

*Raphael Steiner*

## Die Legende der weissen Frau von Amsoldingen

In einer sternenklaren Sommernacht fuhren ich und mein Grossvater von Thierachern nach Amsoldingen. Im Auto war es still, ich war nahezu eingeschlafen, da fragt er mich: «Kennst du eigentlich die Geschichte der weissen Frau, hier entlang der Schutzmauer?» Ich musste mir eingestehen, dass ich noch nie von ihr gehört habe. So antwortete ich mit: «Nein, warum meinst du?» Er lächelte nur und sagte dann: «Nun gut, dann will ich dir eine kleine Gutnachtgeschichte erzählen.»

Es lebte einst vor langer Zeit eine Prinzessin namens Bertha in der Schweiz. Sie war die Tochter des Königs von Burgund. Das Volk nannte sie nur die Spinnerin oder die Demütige, wie noch heute zu Peterlingen unter ihrem Bilde auf der Mauer der alten Kirche steht. Beide Namen gebührten ihr mit Recht, denn weder wohnte sie in einem prächtigen Palast, noch war sie von einem glänzenden Hofstaat umgeben, noch schmückte sie sich mit Edelstein und güldenen Gewändern, wie die Königinnen jener Tage es pflegten. Vielmehr pflegte sie die Nähe zum Volk. Genoss es auszureiten, die Bauern nach ihrer Ernte zu fragen, deren Wolle zu spinnen, zu schauen das Vieh und Leute genug zu essen haben. Ihre Nähe zum Volk und die Freiheit, sich darin zu verwirklichen, sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein.



Ihr Vater, König von Burgund, war bekannt dafür, seinen Einfluss sowie sein Familiengeschlecht zu verbreiten. So kämpfte er in einer blutigen Schlacht gegen den König Rudolf von Winterthur. Nach tagelangem Blutvergiessen war das Streitheer von König Rudolf geschlagen. Dem unterlegenen König wurde die Heirat mit Bertha angeboten, zur Festigung des Verhältnisses beider Könige. Rudolf nahm diesen Vorschlag bereitwillig an und erfreute sich über seine neue junge Gattin. Die Freude über die Heirat würde jedoch sehr schnell in einen Kampf um Freiheit umschwingen.

Der König von Winterthur wollte den Ruf von Bertha unterdrücken und ihn aus den Gedanken des Volkes streichen. Er sah darin eine Gefahr, dass nicht er als Herrscher, sondern Bertha als Herrscherin anerkannt werden würde. So sperrte er sie weg vom Volke, von der Spinnerei und beraubte sie somit ihrer Freiheit. Nach nur drei Jahren, eingesperrt wie ein Vogel im Käfig, konnte Bertha sich nicht länger den Fängen ihres Ehemannes unterwerfen. Das Verbot, sich um das Volk zu kümmern, trieb sie in den Wahnsinn. Keine Freiheit mehr, keine Spinnräder mehr, keine Nähe zum Volk mehr. So beschloss sie eines Abends, ihren Ehemann den Kelch des Todes kosten zu lassen. Eine kleine Menge von Blauhutextrakt in seinem Wein und schon stand der Kelch bereit, seines Namens gerecht zu werden. Sie wäre endlich wieder frei. Sie musste darüber nicht lange nachdenken. Als dann eines Abends ein Fremder vor dem Burgtor stand, welcher um Einlass bat, wurde der König vom Tische weggerufen. Diese Gelegenheit musste Bertha nutzen, denn es könnte ihre einzige sein. Rasch zuckte sie die kleine Phiole hervor und schüttete das Extrakt in den Wein ihres Ehegattens. Als dieser wieder zurückkehrte, war er ausser Atem, setzte sich und trank in grossen Zügen seinen Wein aus. Nach kurzer Zeit wurde er müde, träge und legte sich zu Bett. Noch in dieser Nacht erlag er der Wirkung des Giftes und starb eines scheinbar natürlichen Todes im Schlaf. Bertha hatte im Voraus ihren Zeitgenossen, den Bischof von Cremona, bestochen, damit er den Verdacht weg von ihr lenken und einen natürlichen Tod als Todesursache feststellen würde.



Doch die Freiheit von Bertha sollte nur von kurzer Dauer sein. Gerade, als sie wieder anfang, ihre Freiheit zu geniessen, hatte ihr Vater erneut grössere Pläne für sie. So wurde sie dem damaligen König Hugo von Italien versprochen. Erneut wurde Bertha nur als Objekt behandelt, um die familiären Verhältnisse zu erweitern und festigen. Auch diese Ehe wurde vom Unheil heimgesucht. Denn König Hugo versuchte, Bertha nach Italien zu bringen, weit weg von ihrer ursprünglichen Heimat. So stellte Bertha sicher, dass sie als letzte Tat im Berner Oberland und in der ganzen Schweiz, dem Volk etwas ermöglichen wollte. Den Zugang zu Gott, dessen Segen und die Freiheit, die er spendete.



So errichtete sie mit dem geerbten Vermögen ihres ersten Gattens in dieser Region verschiedene Kirchen und Klöster, worin sie einen Teil ihrer Freiheit und somit auch einen Teil ihrer Seele hinterliess.

Es war allgemein bekannt, dass Hugo ein König war, welcher nach seinen Fleischesgelüsten lebte. So verging er sich öfters an Bertha gegen ihren Willen. Eine Frau, die bereits unterdrückt wurde und einen starken Drang nach wahrer Freiheit hat, lässt sich so etwas nicht lange bieten. Obwohl der Vater ihr mit ernstesten Konsequenzen gedroht hatte, erhob sie sich, gegen das Wort ihres Vaters.

In einer stürmischen Nacht lag Bertha bereits im Ehebett, als sie lautes Gebrüll von ihrem Ehegatten aus dem Burgflur vernahm. Erneut war er lange mit seinen Gefolgen im Rittersaal gewesen und hat sich betrunken. Bertha wusste, was auf sie zukommen würde. Ein betrunkenener, gewalttätiger Ehegatte, der nur nach seinem nächsten Opfer für seine Fleischeslust suchte. Schnell huschte sie auf, griff den Dolch an ihrer Satteltasche, legte diesen unter ihr Kissen und wartete. Die Tür schwenkte auf, da stand er mit dem Krug in der Hand. Er schrie laut durch das Zimmer: «Bertha, du Stück Dreck, wo versteckst du dich!» Bertha erhob sich im Bett und antwortete: «Hier, komm und nimm dir, was dir gehört!»

Der König stürzte sich auf Bertha drückte sie nieder und begann seiner Lust nachzugehen. Für einen kurzen Moment war der König abgelenkt von der Schönheit seiner Frau. Diese Gelegenheit nutzte sie, zog den Dolch unter dem Kissen hervor und stach mehrere Male auf ihren Gatten ein. Solange, bis dieser in blutgetränkt neben ihr lag. Bertha lächelte: «Da liegst du nun mit deinem perversen und versoffenen Grinsen. Das bleibt dir jetzt.» Es schien fast so, als ob der intensive Schmerz ihm gefiel. Dieser Mord änderte jedoch das Leben von Bertha vollkommen. Auf die bereits ausgesprochene Drohung ihres Vaters folgten Taten. Sie wurde aus dem Land verbannt und zurück in ihre Heimat gebracht. Wo sie erneut bis an ihr Lebensende der Freiheit beraubt wurde. Der Frust ihres Vaters war so gross, dass er ihr nur ein Spinnrad im Kerker liess. Eine Erinnerung daran, was er ihr genommen hat. Eine Art Heimzahlung, dafür, was Bertha ihrem Vater genommen hatte. Damit schloss mein Grossvater: «Und so erzählt man sich bis heute, dass in den Ortschaften der gestifteten Klöster und Kirchen die weisse Frau umhergeistert. Es sollen die Stücke der Seele sein, die immer noch nach Freiheit und Selbstverwirklichung streben. Jedoch ist sie dazu verdammt worden, nie ganz in Freiheit leben zu können. Sie erscheint immer wieder und hofft auf die Möglichkeit, dass ihr endlich jemand die Freiheit schenken kann. Sie von ihrem Fluch der Verdammnis zu erlösen.»

*Daniel Hofer*

## (N)Oxygen

32 Grad Celsius. Vögel zwitschern. Blätter rascheln. Ein leichter Wind streift mein Gesicht. Die Abendsonne scheint golden über das Stockhorn. Von Interlaken aus ziehen langsam dunkle Gewitterwolken in unsere Richtung. Eine kleine Familie hat ihr Picknick auf der Wiese aufgebaut und der Vater versucht, die Kinder zum Essen einzufangen. Auf der Terrasse des Seerestaurants Beatenbucht sitzen zwei ältere Herren und trinken genussvoll ihr Bier. Es ist ein ruhiger Sommerabend. Mein Bruder Jona und ich stehen in Tauchausrüstung am Ufer des Thunersees und bereiten uns auf unseren Tauchgang vor. Schon seit klein auf verfolgen wir die Beatus-Höhlen. Bereits drei unentdeckte Eingänge haben wir gefunden. Heute erweitern wir unsere Suche unter Wasser. „Wir haben eine Stunde Luft im Tank, dann sollten wir wieder oben sein.“ Jona machte das Tauchprevet vor 5 Jahren und lernte mir den Umgang mit der Ausrüstung. Für mich ist es das erste Mal. „Bist du bereit?“ „Ja!“ „Dann los!“ Ich steige ins Wasser und schwimme los, Jona hinterher. Wir schwimmen ein Stück nach draussen und tauchen ab. Die Maske fühlt sich komisch an. Das Atmen fällt mir schwer und die Luft aus dem Tank schmeckt modrig. Das Wasser ist etwas trüb, die Sicht ist begrenzt. Wir tauchen weiter in die Tiefe. Kleine Fische zischen an uns vorbei und Algenfetzen tanzen um uns herum. Wir tauchen immer tiefer und tiefer. Nach einer halben Stunde planlosem Herumirren zeigt mein Bruder schliesslich den Rückweg an. Wir fanden nichts ausser Steine und ein paar Fische. Zwischendurch gab es eine grössere Ausbuchtung im Felsen, aber keinen Eingang. Enttäuscht treten wir den Rückweg an. Doch Jona schwimmt in die falsche Richtung, nicht in die, aus der wir kamen. In mir kommt ein ungutes Gefühl auf. Gleich wird es dunkel draussen und das Gewitter naht. Doch Jona wartet nicht. Mir bleibt nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

„00:15“ Die Ziffern auf meinem Tauchcomputer leuchten rot auf. Wir sind immer noch nicht aufgetaucht und schwimmen am Felsen entlang. Schon aufwärts, aber im Zickzack. Ich schaue zu meinem Bruder und zeige auf meinen Computer. Er nickt. Wir zielen gerade nach oben, doch irgendwie fällt es uns schwer. Etwas drückt auf uns herab. Es zieht uns nach unten. Mühevoll strampeln wir dagegen. Je weiter wir nach oben kommen, desto stärker wird der Druck. Ich kann die Wasseroberfläche schon sehen, aber es geht nicht mehr. Mit voller Wucht werden wir nach unten gezogen. Der Druck pocht in meinem Kopf. Im Licht der Taschenlampe ist nicht viel zu sehen. Ich suche meinen Bruder. Er hält sich den Kopf und krümmt sich. Mühevoll versuche ich ihn im Auge zu behalten. Plötzlich übergibt er sich in die Tauchmaske. Ich erkenne seine Atemnot. Er reisst die Maske ab und schnappt nach Luft. Verzweifelt schaut er mich an, und ich sehe, wie sein Körper zuckt, bevor er schlaff in die Tiefe sinkt. Ich möchte schreien, doch es geht nicht. Ich verliere die Kontrolle, der Sog wirbelt mich herum und zieht mich immer weiter nach unten. Mir wird schwarz vor Augen.



„00:15“. Die rote Farbe sticht penetrant in meine Augen. Etwas Schweres drückt auf meinen Brustkorb und nimmt mir die Luft. Ein aushaltender Bleepton dröhnt durch meine Ohren. Jona liegt

auf dem Krankenbett. Meine weinende Mutter, mein tröstender Vater. Und ich. In der Ecke von diesem viel zu weissen Krankenzimmer. 00 :15. Die Todeszeit von Jona. Lungenkrebs.

Ich reisse die Augen auf und schaue um mich. Fern von allem was ich zu wissen glaubte. Mein Kopf schmerzt. Wo ist oben, wo unten ? Wie lange war ich weggetreten ? Wie tief liege ich ? Ich gerate in Panik und schlage um mich, versuche etwas zu erkennen, vergeblich. Mein Herz schlägt wie verrückt, das kalte Wasser sticht durch meinen Neoprenanzug und meine Atmung ist schnell. Viel zu schnell. Diese blöde Maske ! Ich fasse mir an den Kopf und taste nach meiner Taschenlampe. Sie ist weg. Die Verzweiflung steigt. Nichts zum Greifen, kein Gefühl von Schwerkraft, alles ist einfach schwarz. Ich entscheide mich für eine Richtung und bewege mich. Au ! mein Kopf schlägt an etwas Hartes. Wahrscheinlich ein Felsen ? Das könnte der Boden sein. Ich stemme meine Füße auf die spitzige Oberfläche und stosse mich ab. „AU ! Verdammt nochmal !“ schon wieder stosse ich mir den Kopf an. Vorsichtig taste ich mit den Händen den Felsen ab und schiebe mich vorsichtig nach vorne. Diese Ungewissenheit, sie frisst mich auf. Wie viel Zeit bleibt mir noch ? Erneut steigt eine Panik in mir auf. Vorsichtig taste ich mich weiter nach vorne. Der Durchgang wird immer schmaler. Oh nein, Ich bin in einer Höhle. Es wird immer enger und ich frage mich ob ich umdrehen sollte und in die andere Richtung schwimmen, doch der Platz erlaubt es mir nicht. Es fühlt sich an wie eine Ewigkeit.

Plötzlich bin ich wieder im Nichts, nur blanke Dunkelheit. Nichts wo ich mich festhalten könnte, immer noch keine Ahnung wo oben und unten ist. Ich taste in die Richtung, aus der ich herkam, doch der Felsen ist nicht da ! Ich verharre. Vielleicht kann ich etwas hören ? Etwas streift mein Bein. Ich



zuckte zusammen. „Was war das ??“ Mein Herz schlägt wie verrückt. Die Tränen sind mir nahe. Schnell schwimme ich los, keine Ahnung wo hin, Hauptsache weg. Noch etwas streift mein Bein. Ob es wohl ein Fisch ist ? oder eine Schlange ?? Das Atmen fällt mir immer schwerer. Ich bewege mich weiter. Mein Kopf hat sich etwas gesammelt und ich spüre die Schwerkraft auf mich wirken. Etwas Hoffnung steigt in mir auf.

Gleich werde ich mich orientieren können und auftauchen. Doch diese verschwindet direkt wieder. Ich spüre lange Fäden im Gesicht und überall am Körper. Es fühlt sich an, als würden 1000 Spinnen über meine Körper krabbeln. Ich schreie und schlage um mich. Die Luft wird knapp. Mit jeder Bewegung verfangen ich mich mehr in diesen langen Fäden. Mein Herz rast und ich schnappe nach Luft, doch da kommt nicht genug. Panisch versuche ich es nochmals, doch es kommt nichts mehr. Der Tank ist leer.

*Yasmin Fröhlicher*

## Süsse Sünden

Juni, 1860

Der Morgen brachte Tiefnebel über den See. Keine Welle war auf der Wasseroberfläche zu sehen, die Stille des Thunersees spiegelte die Stimmung, welche im Zug von Bern nach Thun herrschte. Die Menschen waren vertieft in ihre Bücher, ich sah, wie einige Frauen auf den Schultern ihres Mannes schliefen. Der Duft von frischgebackenen Brötchen lag in der Luft, der Kondukteur verkaufte in der 1. Klasse Kaffee. Die leckeren Brötchen, die mir von letzten Reisen vertraut waren... Ich liebte sie, ein wahrer Genuss! Ich war ein Mann von gutem Geschlecht. Jeder in Zürich erwartete von den «Steigers» seit Generationen adeliges Erscheinen, brachte uns höfliche Ehrerbietung entgegen und verschwendete unsere Zeit nur mit sinnvollem Geplauder. Doch was als sinnvoll galt, sah ich als kunstvolles Trugbild: Politisch geschickte Wortgewandtheit, ein Lächeln, das Spannung innerhalb der Familie nahtlos verdeckte, oberflächliche Unterhaltungen... All dies musste ich ertragen, wollte ich mein Familienname mit Stolz und Ehre tragen. Und der Reichtum! Uns ging es gut... Als Preis für diesen büsst Familien wie unsere die Lebendigkeit, die Freude des Lebens ein.

Mir war übel, ich brauchte Abstand von dem wichtigtuerischen Volk, mit denen unsere Familienmänner im Beruf zu tun hatten. Oft stellte ich sie mir wie lästige Fliegen vor. Ihre stillen Erwartungen weckten meine Anpasstheit so weit hervor, dass meine wahre Seele, in Vergessenheit geriet und eine makellose Maske an mir haftete. Ich hatte genug von den luxuriösen Vasen und Möbeln, die mich doch lediglich an mein Zuhause, meine Heimat erinnerten. Ich konnte sie nicht mehr sehen. Ich brauchte Abstand, Zeit für mich. Immer wieder spürte ich diesen Drang. Als "schwarzes Schaf" der Familie zog ich öfter los, machte mich davon, an die bezaubernde Gegend am Thunersee. Ich als junger Mann, noch eher ungesehen, aber gewiss in vielen adeligen Kreisen bekannt, nutzte den Vorteil meines Alters, dass mein Aussehen noch nicht weit verbreitet bekannt war. Ich freute mich immer wieder, den beliebten Ferienort am Fusse der Berner Alpen zu besuchen... Sie liessen mich ICH sein, ohne meinen Familiennamen, ohne Lebensgeschichte. Für die bleibende Unbekanntheit meiner Persönlichkeit in Thun hatte ich einen guten Trick, nutzte eine undurchdachte Lücke im System, damit mich ja keiner erkennen würde unter den Thuner-Hochadeligen. TÜÜÜT TÜÜÜT! Der schrille Klang der Dampflok weckte mich aus meinen Gedanken. «Wir erwarten die Ankunft an der Bahnstation Thun in zehn Minuten, bitte nehmen Sie ihren Besitz mit und verlassen Sie Ihr Abteil sauber.». Gesagt getan, nach zehn Minuten stand ich an der Station und spazierte durch das nebelige Thun, in Richtung Hotel Thunerhof, wo mich mein altbekannter Freund und Rezeptionist des Hotels, Giovanni Rossi erwartete:

«Alter Freund, August Steiger, wie geht es dir und dem Zürcher Volk? Mamma Mia, siehst du gut aus. Na, suchst du dir dieses Mal bezaubernde Frauen in unserem schönen Thun? Komm schon, du hast Urlaub! Geniess deine Zeit!» Er brachte mich stets zum Schmunzeln. Keineswegs war ich hier für irgendwelche Frauen, ich war hier für ruhige Segelturns auf dem Thunersee, amüsante Abendstunden im Pub und Billardsalon und delikates Essen. «Giovanni, es tut gut, dich zu sehen! Die abgehobenen Männer aus der Zürcher Politik nerven mich. Nun bin ich hier, lass uns über Schöneres reden in meiner Urlaubszeit! Ach, die vielen Frauen. In Sachen Liebe scheinst du dich besser auszukennen, das ist nichts für mich.



Mein Herz gehört der Adelheit Maria, wenn sie mich nur auch wollen würde...» «Na gut, vielleicht stimme ich dich ja zu unserem Abendwein am Billardtisch noch um! Maria, Maria! Ihr rennst du viel zu lange nach. Du verdienst die wahre Liebe! Wie auch immer: Unter welchem Namen und Wohnort darf ich dich dieses Mal ins Fremdenblatt eintragen?». Darüber habe ich mir zum Voraus meine Gedanken gemacht. Sobald ich in Thun im Urlaub war, galt es, mich unter einem Pseudonym anzusprechen. Dies war mein heimlicher Trick, damit mich kein Adeliger auffinden und mir meine Urlaubslaune zerstören konnte. «Bitte dieses Mal als EMMANUEL VON GRAFFENRIED aus Basel», sagte ich und er trug den Namen mit der Feder ins Fremdenblatt ein. «Ein etwas beliebter Name, findest du nicht? Warst du dieses Mal weniger kreativ?», neckte er mich. «Ach, was spielt das für eine Rolle! Bis am Abend, ich erwarte dich im Billardsalon.», sagte ich darauf. Angelangt im Zimmer 307 sah ich mich etwas um: Schönste Verzierungen, feinste Stuckaturen zogen sich um die gesamte Innenfassade, aufwendige Dekorationen, Malereien von Engeln, Efeublättern und anderen Ornamenten verzauberten den Ort in einen Raum voller Schönheit und Erhabenheit. Zwar brauchte ich Ruhe von dem Adelsvolk, auf die Schönheit der Architektur wollte ich jedoch nicht verzichten. Neben einer Palme machte ich es mir auf einem Ledersessel gemütlich, während der Zimmerpage meine Kofferinhalte in den Schränken verstaute. Später am Abend würde ich mit Giovanni im Billardsalon einen Absinth geniessen.

Die abendlichen Billardrunden – ach wie ich sie vermisst hatte! Giovanni prostete mir einladend zu, als ich den Raum betrat. Ich hörte Gelächter, klirrende Gläser, Schwatzrunden und klassische Musik. Ich sah tanzende Paare, die Spiegeln an den Wänden, welche die schönsten Kronleuchter reflektierten, festliche Gewänder der Frauen und ausdrucksstarke Gehröcke der Männer. Es roch nach den feinsten Parfümnoten, ein exotischer Duft von Absinth vermischte sich damit. «Giovanni, mein lieber Freund! So lange haben wir uns nicht gesehen! Bitte, erzähl mir über deine neusten Geschichten!» Giovanni war ein italienischer Schriftsteller. Es interessierte mich, über seine Bücherinhalte zu hören, die er aktuell am Schreiben war. «Ach, ich habe keine Ideen, Porca miseria (vgl. verdamnte Misere)! Ich brauche Inspirazione! Ich vermisste Italien, meine Heimat! Dort war meine Kreativität nie ein Problem. Eine Liebesgeschichte mit Drama, das wäre wunderbar!». Eine dramatische Liebesgeschichte sollte es also werden. Ich war eine schlechte Quelle für Inspiration, mein Liebesleben lag schon lange auf Eis, Drama hatte ich ebenso keines zu bieten. Wir spielten einige Runden Billard, Giovanni war vielfach Sieger und ich neidete ihm nicht. «Ihr edlen Herren, welch amüsante Stimmung ihr hier geniesset! Darf ich euch zu einer Billardrunde herausfordern?», eine anmutige Dame in nachtblauem Kleid stand plötzlich vor uns. Ihr blondes Haar war zu einem Zopf gebunden, ein Netzschleier verdeckte ihr Gesicht leicht, doch ihr schönes Lächeln war nicht zu übersehen. Sie schien um die dreissig Jahre alt und ich bewunderte ihren kühnen Mut, im Jahre 1860 uns Herren anzusprechen – da es doch als weit vornehmer galt, dass der Mann der Dame das Gespräch bot. «Sehr erfreut! Gerne nehmen wir Ihre Herausforderung an!», erwiderte ich höflich. Und so spielten wir einige Runden Billard und unterhielten uns über die buntesten Themen der Welt. Elisabeth erzählte nicht viel über sich, doch sie war gebildet über Musik, Literatur und Politik, was mir sehr gefiel! Der edlen Dame verriet ich meinen wahren Namen!

Ich fand ihn bezaubernd, er verriet mir nur seinen Vornamen. Seine Zurückgezogenheit fiel auf, er berichtete wenig über sich. Er musste um die 35 Jahre alt sein, in meinem Alter! Seine humorvolle, doch gepflegte Art, seine intellektuellen Gedankengänge wiesen auf einen Herrn von edlem Stande hin. Und als ich spät in der Nacht selig heimkehrte, hauchte ich: «Gute Nacht, August, möge das Schicksal uns baldigst vereinen!».



«Womit kann ich Ihnen helfen, gnädige Frau?», ein Verwaltungsmitarbeiter der Stadtverwaltung Thun sah mich höflich an, als ich am nächsten Abend am Empfang stand. «Guten Tag, ich bin Frau Elisabeth Von Roten. Bitte entschuldigen Sie mein spätes Eintreffen, wo doch bald Feierabend ist! Ich erkundige mich nach der Ankunft meines Ex-Mannes in Thun, er kommt aus Basel. Er geniesst hier öfters seinen Urlaub. Ich wünsche, Einsicht in das Fremdenblatt aus dieser Woche zu erhalten.» Gesagt getan, der Mitarbeiter hinterfragte an meiner Anfrage nichts und gebot mir Einsicht. Ich ging die Liste durch, suchte unter der Rubrik Besucher aus Basel. Da war er notiert! Emanuel Von Graffenried, jetzt habe ich dich endlich gefunden!

Was der unschuldige Verwaltungsmitarbeiter nicht wusste: Ich war wütend. Sehr wütend. Feuer loderte in meinem Herzen. Mein Ex war ein Scheusal (vgl. Schreckbild/Vogelscheuche), ein Nichtsnutz, ein Widerling. Verlassen hatte er mich, unerwartet wurde ich zurückgelassen. Er hatte versprochen, zurückzukehren. Mich zu heiraten. Mit mir ein Leben aufzubauen, Kinder zu kriegen. Ein Haus mit grossem Umschwung von hoch ausgebildetem Reinigungspersonal und den besten Gärtnern der Region pflegen zu lassen. Wir waren füreinander bestimmt. Bei der ersten Begegnung im Tanzsaal fragte er mich: «Darf ich Ihnen mein Herz als Pfand für einen gemeinsamen Spaziergang anbieten?». Er war wundervoll, er flirtete mit mir und führte mich aus. Wir verbrachten romantische Sommerwochen am Thunersee, hatten die Nachmittage auf der Picknickdecke verbracht, um einander die verrücktesten Ideen für die Zukunft mitzuteilen. Doch es blieb bei einem Sommerflirt. Ich war nichts als eine kurze Genüsslichkeiten für ihn. Emanuel du Halunke! Für eine kurze Freude hast du dem Wind mein Ansehen, mein Image zum Frass gegeben! Nachdem ich lange auf seine Rückkehr wartete, hörte ich auf zu hoffen. Während ich auf seine Rückkehr wartete, flüsterte die Stadt längst meinen Namen wie ein schmutziges Geheimnis: Ich hatte Sünden begangen, hatte mich von einem kurzen Flirt in den Bann eines Mannes ziehen lassen und stand nun da, ohne Ehemann, Kinder, oder gepflegtem Haus. Die Wohnung, mein Zuhause, verlor ich wegen ihm, denn der Mieter wollte keine Frau wie mich im Hause! Ich endete wie meine Tante, hatte nun den gleichen Ruf wie sie, den einer unkeuschen Frau... Dafür wird er büssen! Möge die Reue ihn verfolgen, wenn er im Tiefschlaf ist. Möge sie sich wie ein Schatten an der Wand bewegen, auch wenn kein Licht auf ihn wirft. Auf dass die Dunkelheit ihn nie mehr verlässt. Dass sie sich an ihm heftet wie kalter Atem im Nacken. Dass in seinen Träumen meine leeren, wartenden Augen durch ihn hindurchschauen. Und wenn er glaubt, allein zu sein, möge das Gefühl ihn zerreißen, dass seine boshafte Tat immer hinter ihm stehen... und niemals wieder gehen wird. Eine weitere Genüsslichkeit von mir werde ich ihm schenken. Dafür sorgen, dass sein Ende den Klang meines langen Leidens trägt.

«Werter Herr, Sie waren mir eine grosse Hilfe! Wie kann ich mich nur bedanken, hier bitte kosten Sie immerhin diese leckeren Pralinen!», sagte ich dem Verwaltungsmitarbeiter und schenkte ihm unbekümmert eine meiner Praliné-Schachteln mit einer wunderbaren Giftfüllung drin. Ich wartete kurz und schon fiel er tot um, dieser Naivling! Umbringen musste ich jeden Zeugen, welcher in meinem Mordvorhaben involviert wurde. Er war ein gewöhnlicher Mann: Der Rezeptionist der Verwaltung Thun, ein Muttersöhnchen! Nur seine Mutter, bei der er mit seinen 40 Jahren immer noch lebte, würde ihn vermissen. Ich entledigte mich der Leiche in der Aare - aus den Augen aus dem Sinn! Schnell putzte ich den Schmutzpfleck der Schuhe des Toten von meinem nachtblauen Kleid weg. Niemand musste von meinem kleinen Spässchen wissen.

Dann lief ich über die Obere Schleusenholzbrücke, ich war zielorientiert und freudig unterwegs. Das Leiden würde enden, würde in die Seele meines Ex-Mannes wandern, bevor der Tod ihn einholen würde. «Madame Von Roten, was führt Sie hierher?», der Rezeptionist, der gerade seine Abendschicht startete, blickte hilfsbereit über die Theke des Thunerhofs. Ich erklärte ihm, wonach ich suchte, fragte nach der Zimmernummer des Von Graffenrieds. «Sie werden ihn im Zimmer 307

erwarten, er macht sich bereit für die Abendrunde im Salon.», gab er mir Auskunft. Den niedlichen Herren konnte ich nicht ermorden, so auskunftsfreudig und hilfsbereit, wie er war. «Oh, dann möchte ich natürlich nicht allzu lange stören. Bitte geben Sie dem Zimmerpagen meine Schachtel Praliné als freundschaftlichen Gruss an Emmanuel mit aufs Zimmer und hinterlassen Sie die Botschaft, dass ich ihn Morgen zum Mittagessen im Beau Rivage erwarte. Wir, als getrenntes Paar, möchten noch letzte Dinge klären!». Und so verlief auch dieses Vorhaben planmässig.

Man hat mir eine Schachtel Praliné schenken wollen! Ich stand etwas überrumpelt und doch erfreut am Türrahmen, als der Zimmerpage mir die Schachtel hinstreckte und mitteilte, eine gewisse Madame Von Graffenried schicke mir ihren Gruss und erwarte mich zum Mittagessen. Meine Moral erinnerte mich an die Gepflogenheit, die mir nicht zugestehenden Pralinés nicht anzunehmen, wo sie doch für einen anderen Herren bestimmt waren! «Aber sicher, Herr Von Graffenried, man hat mir Ihren Namen genannt, diese Schachtel ist gewiss für Sie!», sagte der Page. In diesem Moment zerfiel jener Anteil in mir, welcher adelig und erzogen aus der Familie Steiger war. Er brach zusammen, die ehrenwerte Haltung bröckelte allmählich in sich zusammen, als ich mich an den Geschmack von gefüllten Pralinés und die beste Erfindung des Menschen erinnerte: Schokolade! Ich stellte mir vor, wie sich die Konsistenz der Schokolade veränderte, wenn sie im Mund zerging – wie die feste Hülle nachgab und eine cremige Füllung sich weich auf der Zunge ausbreitete. Mein Verstand verlor, mein Herz gewann! Ich nahm die Pralinés entgegen und nahm mir vor, die Begegnung mit der unbekannten Frau als Chance zu sehen, eine Frau zu finden, die mich wahrhaft liebte und mein Herz verdiente, da die Liebe gegenseitig war! Ich verdrängte meine Angebetete, Maria – jahrelang war ich bei ihr ohnehin chancenlos gewesen. Auch Elisabeth vom Vorabend trat in den Hintergrund. Dieses Geschenk, dieses rätselhafte Ereignis zog mich zu sehr in seinen Bann, als dass ich ihm hätte widerstehen können. Der Page verabschiedete sich und ich blieb allein zurück. Ich wurde kribbelig, wenn ich an den bevorstehenden Abend dachte. Wie ich im Billardsalon dem Thuner Volk über das bevorstehende Treffen mit der geheimnisvollen Frau berichten würde.

Ich sah aus dem Fenster: Eine Frau in nachtblauem Gewand lief über den Göttibachsteg, ansonsten war niemand zu dieser Vorabendzeit zu sehen. Genüsslich liess ich mir die Schokolade im Munde zergehen, kostete eine und noch eine Praliné und verliebte mich in die Schokolade, in den Anblick der Frau in nachtblauem Gewand auf der Aarebrücke, in diesen Moment des Genusses.

Wie ein kalter Windstoss am Morgen überkam mich plötzlich ein Schauer um den ganzen Körper, ich spürte blitzartige Impulse in meinen Blutadern. Was war das? Ich erschauerte, ich erstarrte! Mein Körper beherrschte sich nicht mehr, ich fiel zu Boden! Meine Augen sahen schwarze Lichtpunkte streichen. Ein kaltes Brennen machte sich in meiner Kehle breit, als schlossen unsichtbare Hände um mein Herz. Bilder von früher wirrten in meinem Kopf herum, ich fühlte ein fremder Schatten, welcher nach oben kroch. Mein Atem wurde stossartig, immer stossartiger. Und dann: Tat sich vor mir jene Parallelwelt auf, die einem Menschen bis zu seinem letzten Atemzug als Geheimnis verborgen blieb.

*Miriam Darjana Hofer*



## Kapelle der verlorenen Seelen

Heute bekamen wir einen Neuzugang. Das Mädchen Anna guckte scheu hinter ihren zwei Zöpfen hervor, die Haare schienen nicht so recht ihrer Frisur zu gehorchen. Die Wangen etwas verschmutzt, guckte sie mich fragend an und nahm langsam ihren schon nassen Ärmel aus dem Mund heraus. Sie flüsterte mir etwas zu, ich konnte jedoch nicht deuten, was sie gesagt hat. Mich wunderte, dass sonst niemand da war, um sie in Empfang zu nehmen, auch dass keine Begleitpersonen bei ihr waren. Etwas beunruhigt zeigte ich ihr die Anlage, in der sie sich von nun an aufhalten würde. Einige Male spürte ich verwunderte und abwertende Blicke auf mir ruhen. Wahrscheinlich die Nonnen.

Nachts, als ich im Bett lag, hörte ich ein fernes Wimmern. Es klang wie das von einem kleinen Mädchen. Anna! Schoss es mir eiskalt durch den Kopf. Ruckartig warf ich die Bettdecke zu Boden, schlüpfte in meine Sandalen und tapste durch die Dunkelheit. Die Stimmen und das Wimmern wurden lauter, dann wieder entfernter. Engelsartige Stimmen und Chöre von Kindern gesungen drangen in mein Ohr. Schweißtreibend suchte ich immer verzweifelter, aber ich fand nichts. Ein mulmiges Gefühl überkam mich, dennoch entschied ich mich dazu, wieder ins Bett zu kriechen. Schlafen werde ich nicht, das wusste ich jetzt schon.

Am nächsten Tag traute ich mich nicht, den anderen von meinem Erlebnis zu erzählen. Es ist nicht das erste Mal, dass mir so etwas widerfahren war. Beim ersten Mal hatte ich mich in Tränen aufgelöst den anderen Schwestern anvertraut. Die Reaktion war jedoch nicht das, was ich mir erhofft hatte. Vorwurfsvolle Blicke und abschätzige Worte waren die Antwort. „dämonische Kräfte!“, „böse Geister“, so interpretierten die anderen meine Erfahrungen.

Seit Wochen versuchte ich diese Stimmen und das damit eingehende mulmige Gefühl zu unterdrücken. Aber es kann doch nicht sein, ich bin ja nicht verrückt... oder? Mit einem Schimmer Hoffnung, suchte ich Annas Zimmer auf. Tief in mir wusste ich jedoch, dass sie sich nicht auf dem Zimmer befinden würde. Auf dem Weg begegneten mir Schwester Ursula und Schwester Rosamund. Sie beide waren beim letzten Mal äusserst kritisch auf meine Erzählung zu sprechen. Schnell setzte ich mein unbeschwertes Lächeln auf und grüsste sie. Dann erspähte ich Annas Zimmer, die Tür war ein Spalt weit offen. Ich wagte nicht die Tür weiter aufzumachen, erhaschte einen kurzen Blick auf ihr leeres Bett. Mein Verdacht hatte sich bestätigt. Ich entschloss mich dazu, diesem verworrenen Unterfangen auf die Spur zu gehen.

Ich wusste, dass bei der Kappelle die Stimmen am deutlichsten hörbar waren. Deswegen machte ich mich auf den Weg dorthin. Kaum erblickte ich die Kappelle, hörte ich wieder die Stimmen. Es war immer dasselbe, ich näherte mich der Kappelle und damit eingehend, werden die Stimmen immer lauter. Also besuchte ich sie zu einer ruhigen Zeit. Die Holztüre fühlte sich schwer und bedrohlich an, als ich sie öffnete. Modrig, faulig und zerfallen. Nicht nur der Geruch, der mir in die Nase stieg, auch in mein Herz kroch der Moder allmählich, als ich die Kappelle betrat. Nach Halt suchend versuchte ich meinen Weg zu einer alten Bank zu finden. Die kleinen Fenster erlaubten der Sonne kaum, mit ihren Strahlen durchzudringen. Das Holz der Bank wirkte, als würde es unter meinem Gewicht nachgeben. Alles in mir sträubte sich dagegen, an diesem Ort zu verweilen. Ich schloss meine Augen und versuchte, Ruhe zu finden.

Zu Beginn liess ich mich schnell von jedem Tropfen, jedem Windhauch, jedem Knarren ablenken. Nach einer Weile gelang es mir endlich, all dies auszublenden. Ich wagte mich nicht, den Stimmen Widerstand zu leisten. Aufmerksam versuchte ich, tief in mich zu horchen. Versuchte, die Stimmen klar und deutlich zu verstehen. Zuerst hörte ich ein Lied. Ein Lied, welches ich früher selbst als Kind

jeden Sonntag in eben dieser Kappelle gesungen habe. Es klang fröhlich, fühlte sich aber zugleich so fremd an. Dann verblasste die Melodie, wandelte sich um zu einem verzweifelten Wimmern, ein Aufschreien. Kam das Schreien von mir oder nicht? Ich strengte mich an, fühlte wie ein Tropfen meine Wange herunterlief. Schweiß oder Träne, ich konnte es nicht sagen, ich war nicht mehr in der Gegenwart anwesend. Die Schreie. Sie klangen nicht wie die eines Kindes. Viel rauer, viel lauter, viel tiefer, zu tief für eine weibliche Stimme. Dannklärte sich aus dem Dunst meiner verlorenen Erinnerung ein Gesicht. Ich sah Falten, einen Bart, wütende Augen. Pastor Stefan. Da war aber noch etwas. Eine weitere Stimme, diesmal aber eine kindliche, wimmernde. Ich sah meine damalige Freundin Isabelle. Eben noch mit mir scherzend, sah ich nun ihr schmerzverzerrtes Gesicht. Eiskalt und heiss zugleich schoss es mir durch den Kopf. Zu schnell war ich aufgestanden, ich versuchte Halt zu finden am Geländer vor mir. Das morsche Holz knirschte widerstrebend, es versuchte, mich zu stützen, doch mein Körpergewicht lastete zu schwer auf dem Material. Die Erinnerung fuhr durch meinen ganzen Körper, ich merkte, wie schwer die Last auf mir lag. Nach und nach sah ich immer mehr Bilder, die ich aus meiner Vergangenheit verdrängte. Isabelle war nicht die Einzige, die der scharfen Klinge von Pastor Stefan unterliegen musste. „Gottlose Kinder“, „vom Teufel gesandte Wesen“, so nannte er sie. Die Bilder drängten sich in mich, krallten sich tief in meinen Gedanken fest.

Meine zitternden Beine bemühten sich mühselig, mich hochzuziehen. Allmählich kehrte ich zurück in die Gegenwart. Diese Kapelle, so schwarz. Es war mir, als würden die Statuen nach mir greifen, als wollten sie mich zum Bleiben zwingen. So schnell mich meine Beine tragen konnten, stolperte ich der Tür entgegen. Kaum war ich draussen, schnappte ich so intensiv nach Luft, als gäbe es nicht genug Sauerstoff auf der Welt. Ansatzweise konnte ich mir vorstellen, wie schweissgebadet und aufgeschreckt ich aussehen musste, in meiner Aufregung war mir das alles egal. Ich musste das irgendwem erzählen, die anderen mussten davon wissen! Die erstbeste Nonne, die mir entgegenkam, versuchte ich abzuspassen. Aufgelöst erzählte ich von meinem Ereignis. Ihr Blick wurde immer düsterer und urteilender. Ihr Gesichtsausdruck liess mich immer mehr zweifeln an meiner Entscheidung. Sie wirkte wie fremdgesteuert, als sie versuchte, mich zu trösten. Ich glaubte ihr nicht, dass sie das ernst meinte. Sie schickte mich auf mein Zimmer. „Komm ruh dich aus Marianne. Das muss dich doch sehr mitgenommen haben.“ Das waren ihre Worte. Sie meinte noch, dass sie mit den anderen darüber reden würde, damit ich das nicht tun musste. Warum fühlte sich alles so verlogen an?

Stunden später wusste ich nicht mehr, wie ich auf mein Zimmer gekommen bin. Ich lag im Bett und versuchte, zu Ruhe zu kommen. Doch sobald ich meine Augen schloss, sah ich nur die schrecklichen Bilder aus meiner Vergangenheit. Leises Flüstern vernahm ich vor meiner Tür. War es wieder das Flüstern von Anna? Nein, das glaubte ich nicht. Es waren mehr als eine Stimme, die sich da vor meinem Zimmer austauschten. Mich zu bewegen, wagte ich nicht. Es war ein grosser Fehler, in dieses Kloster zu kommen. Wie in Zeitlupe sah ich, wie meine Klinke nach unten wanderte, um meine Türe zu öffnen. Schnell versuchte ich so zu tun, als würde ich schlafen. Kurz darauf fühlte ich die Präsenz mehrerer Menschen in meinem Zimmer. Meine Augen blieben fest verschlossen, ich wagte nicht mal zu atmen. Plötzlich merkte ich, wie ein nasses Tuch unter meine Nase gehalten wurde, schlagartig öffnete ich nun doch die Augen und blickte in die Gesichter der Nonnen, alle mit einem fiesen Lächeln auf den Lippen.

Mein Kopf fühlte sich schwer an und mir war speiübel. Die Augenlider lassen sich kaum öffnen. Der Luft der kühlen Nacht kräuselte um meine Nase. Innerhalb kürzester Zeit merkte ich, dass meine Hände hinter dem Rücken verbunden waren. Das Seil schnitt sich tief in meine Handgelenke. Dann merkte ich, dass nicht nur meine Hände, sondern mein ganzer Körper ist in ein Tuch eingewickelt und eng mit Schnüren zusammengebunden war. Mein erster Anblick war ein tiefes schwarzes Loch ins Nichts. Dann sah ich Steine um dieses Loch, sah, wie viele andere Gewänder rundherum standen. Diese Gewände wirkten diabolisch und angsteinflössend. Eine Stimme brach die Stille. Anfangs konnte ich sie nicht ganz deuten, nach dem zweiten Satz merkte ich aber, wem diese Stimme gehört. Schwester Rosamund, es musste sie sein, niemand sonst hatte so eine Stimme wie Fingernägel auf Metall. „Kind, du hast dich so gut eingefügt. Wir haben unser Bestes versucht, dir einen Unterschlupf zu bieten!“ Ich merkte, wie eine unbändige Angst in mir aufstieg. Ich schwitzte wie verrückt, mein Körper fühlte sich an, als wäre er erstarrt. Dann merkte ich, wie sich eine dunkle Robe aus all den weissen Gewänden hervorhob. Klar und deutlich realisierte ich, dass dies keine Nonne war. Es war ein Mann, dessen Gesichtszüge mir vertraut war. Ein Vertrauen, welches mir nur zu gut bekannt ist. Auf eine Weise, die ich hoffte, niemals wieder in meinem Leben spüren zu müssen. Seine Stimme stiess mitten in mein Herz, als würde sie mich von innen heraus foltern. „Du hast zu viel gesehen, meine Liebste. Warum nur musstest du unserem kleinen Geheimnis auf die Schliche kommen? Schon seit Jahrhunderten ist es fixer Bestandteil unserer Tradition, unserer Ehrbietung des grossen mächtigen Herren gegenüber zu beweisen. Die Aufopferung unseresgleichen ist nur ein kleiner Teil, den wir bieten können, um unsere Dankbarkeit zu erweisen.“ Mit jedem Satz, den er sagte, schritt er weiter auf mich zu. Dieser Schritt, der wirkte, wie ein Laster, der über einem rollt. Im Schimmer des Mondes sah ich, wie sich auf dem Grund des Brunnens Silhouetten bilden. Zuerst erblickte ich nur das Wasser, welches sich widerspiegelt, dann stach mir etwas anderes ins Auge. Etwas, das den Glanz des Wassers durchbrach. Zu Beginn konnte ich es nicht deuten. Ich dachte, ich täusche mich, aber das Bild wurde immer klarer im Kopf. Einzelne Stöcke, Steine, die zu rund sind. Mir lief es eiskalt den Rücken herunter, als sich mein Verdacht Stück für Stück verfestigte. Zu grausam wäre es, würde sich dieser Verdacht bestätigen. „Die Zeit ist gekommen!“ Die raue Stimme von Pastor Stefan riss mich wie ein Schlag mitten ins Gesicht zurück in die Gegenwart. Mein Verdacht konnte ich nicht länger verdrängen, obwohl ich es nicht wahrhaben wollte. Es mussten die verschwundenen Kinder sein. Zusammengekrüppelt, lieb und leblos häuften sie sich auf dem modrigen Grund des Brunnens. Tantrische Gesänge drangen in mein Ohr, mein Körper wurde zum Gefängnis. Keine Sekunde länger würde ich es ertragen an diesem Ort zu weilen, meine Seele, die Stück für Stück meinen Körper verliess, die Realität zu grausam, um zu bleiben.

*Louise Chavanne*





## Das rote Band

Eine angespannte Stimmung herrschte im Hause der Familie von Tropfenstein. Alle saßen gemeinsam am Tisch und sprachen laut durcheinander. Ein lauter Ausruf des Vaters jedoch reichte, um sie alle zum Schweigen zu bringen. Die Blicke senkten sich. Die älteste der drei Kinder, Antonia, war nicht von ihrem morgendlichen Spaziergang im Bonstettenpark zurückgekehrt. „Ich habe Theodor von Giessbach, unseren Privatdetektiven, bereits informiert und gebeten, zu uns zu kommen“, sagte der Vater. „Wird sie zurückkommen?“, fragte Julius, worauf keine Antwort folgte. Kurz darauf klopfte es bereits an der Tür. Ein Diener der Familie führte den Detektiven in das Wohnzimmer. Dankbar wurde er vom Vater der Familie umarmt. „Gut dich zu sehen mein alter Freund“, sagte der Vater. Sie setzten sich gemeinsam an den Tisch und die wichtigsten Punkte wurden besprochen. „Ich kann euch nichts versprechen, aber ich versichere euch, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um Antonia wiederzufinden. Bei neuen Ergebnissen werde ich euch sofort benachrichtigen“, sagte der Detektiv, bei welchem sich beim Aussprechen des Namens der Verschwundenen die Haare im Nacken aufstellten. Nachdem Theodor von Giessbach das Anwesen der Familie verlassen hatte, herrschte Stille.

In der Nacht schrak die Mutter bei jedem kleinsten Laut auf. „Hast du das gehört?“

„Liebling, ich bin da, versuche zu schlafen, dir kann nichts passieren“, erwiderte ihr Mann, welcher sie fest im Arm hielt. Sein Blick war auf das Familienbild neben der Kommode gerichtet. Die kleine Frieda starrte an ihre weisse Zimmerdecke, dachte ans Verstecken spielen mit Antonia und wie sie nie gefunden wurde. Am frühen Morgen erschütterte dann ein lauter Schrei der Mutter das Haus. Sofort stürmten alle in den Flur, wo eine Bedienstete tot vor der offenen Zimmertür des einzigen Sohnes der Familie lag. Eine deutliche, rote Furche war an ihrem Hals zu sehen. Doch die Aufmerksamkeit der Mutter galt nicht der Verstorbenen im Flur. Sie starrte in das Zimmer ihres Jünglings. Das Bett war leer. Frieda wollte losrennen, doch ihr Vater hielt sie fest, sein Gesicht starr. Ein weiteres Kind war verschwunden und es gab keinerlei Anzeichen wohin. Das Zimmer des Jungen wurde später vom Detektiv gründlich durchsucht. Es war, als ob ein Geist gehandelt hatte. Keine Verwüstung, keine Geräusche, keine fehlenden Gegenstände und vor allem keine Spuren.

In der Nacht des fünften Trauertages wurde Frieda von einem lauten Poltern wach. Ihr Herz begann zu rasen. Schnell zog sie sich ihre Bettdecke über den Kopf. Auch der Vater hatte es mitbekommen und seine Hand schnellte zur Seite, doch er bekam bloss die Bettdecke zu greifen. Er sprang auf und öffnete die Tür ihres Schlafgemachs. Alles war still. Leise flüsterte er den Namen seiner Frau. Nichts. Wahrscheinlich war sie auf die Toilette gegangen. Als er die Toilettentür öffnete, fiel ihm etwas entgegen. Er tastete danach zuckte jedoch gleich wieder zurück. Kalter Schweiß lief ihm den Rücken hinunter. Es war die Hand seiner Frau, welche reglos vor ihm auf den Boden lag. Ein Mal zierte ihr Hals. Kurz darauf kam auch Frieda dazu. Sie starrte auf den leblosen Körper. „Mama“, fragte sie. Ihr Vater schluckte und sagte: „Ich bin da, ja? Ich werde auf dich aufpassen. Ich verspreche es dir.“ Als später der Detektiv eintraf, fand er erneut nichts. Der Vater begann sich mit ihm zu streiten. „Wie kannst du immer noch nichts haben? Was bist du für ein Detektiv? Wir konnten uns immer auf dich verlassen und jetzt?“ rief der Vater und blickte dabei direkt in die haselnussbraunen Augen seines alten Freundes. „Leopold, es tut mir leid. Es gibt nun mal keine Spuren. Du musst mir vertrauen und

dein Geschrei hilft hier niemandem weiter“, erwidert der Detektiv. „Du sagst mir nicht, wie ich zu sprechen habe. Wenn du nicht bald etwas herausfindest, werde ich mir jemanden andern suchen müssen.“ Nachdem der Detektiv das Anwesen verlassen hatte, sprach der Vater zu seiner jüngsten Tochter: „Meine Liebe wir müssen von hier weg. Wir werden nach Adelboden gehen in das schöne Haus, wo wir jeden Sommer hinfahren. Nimm deinen Koffer und packe nur die wichtigsten Dinge ein. Deine Gouvernante wird dir dabei behilflich sein.“

Pünktlich um acht Uhr morgens war alles bereit. Die Einzige, die fehlte, war Frieda. „In ihrem Zimmer ist sie nicht, Herr“, meinte ein Bediensteter. „Stellen Sie sich nicht so an. Es kann doch wohl nicht so schwer sein. Was stehen sie hier rum? Finden sie meine Tochter!“ «Natürlich, Herr.» Sie müssten jetzt abfahren, um vor der Dämmerung anzukommen, doch Frieda tauchte nicht auf. Auch die Bediensteten, welche sie überall suchten, fanden nichts. Eine Stunde war vergangen, als die Gouvernante der kleinen Frieda um die Ecke kam. Auf ihren Armen lag der schlaffe Körper eines Mädchens. Von ihrem Hals hing eine Schlinge. Als der Vater sie erblickte, rannte er los und begann zu schreien. Er entriss der Angestellten seine Tochter und drückte sie fest an sich. Tränen rannen über seine Wangen und tiefe Schluchzer erschütterten seinen Körper. „Ich habe es ihr versprochen. Ich habe versprochen, auf sie aufzupassen“, flüsterte er erstickt. Alle traten zurück, als der Herr des Hauses seine leblose Tochter der Gouvernante wieder in die Arme drückte und den Hausdiener anzuschreien begann. „Wie konntest du es so weit kommen lassen? Du trägst die Verantwortung für das Wohl dieser Familie. Wo warst du? Wo warst du, um sie zu beschützen?“ Seine Stimme brach. Der Vater begann auf den Hausdiener einzuschlagen. Erst als dieser sich nicht mehr wehrte, hörte er auf. Er starrte auf das Rot an seinen Händen. Die Heilerin des Hauses kam dazu, kniete sich hin und konnte keine Atmung feststellen. Der Vater lief rückwärts, den Blick fest auf den reglosen Mann gerichtet. Im Haus nahm er die Treppe und lief nach oben zu seinem Büro. Dort befand sich der Waffenschrank. Die ersten Sonnenstrahlen eines schönen Frühlingmorgens schienen durch das Fenster, als ein lauter Knall das Haus erschütterte.

Ein weibliches Lachen erklang und der Vater drehte seinen Kopf zur Seite. „Ich wusste gar nicht, dass du ein so schlechter Schütze bist.“ Eine Frau beugte sich über sein Gesicht. Sie war jung und hatte Haselnussaugen. Sie kamen ihm bekannt vor. Da wurde es ihm klar. „Na, hast du mich erkannt?“

„Wieso...?“

„Ich liebe ihn. Er gehört mir.“

Das ist das Letzte, was der Vater zu hören bekam. Einmal noch sog er die abgestandene Luft im Büro ein. Bilder der Verlobung seines Sohnes ziehen an ihm vorbei.

Dann war es vollbracht.

*Viviane Becker*

